



WUNDERZEILEN VERLAG

Copyright © 2026 by



WunderZeilen Verlag GbR  
(Vinachia Burke & Sebastian Hauer)  
Kanadaweg 10  
22145 Hamburg  
<https://www.wunderzeilen.de>  
[verlag@wunderzeilen.de](mailto:verlag@wunderzeilen.de)

HEAVENS LIE - WO WIRD DEINE SEELE ENDEN?

Text © Mary Stormhouse, 2026  
Story Edit: Vinachia Burke ([www.vinachiaburke.com](http://www.vinachiaburke.com))  
Lektorat: Myron Bünnagel  
Korrektorat: Monika Schulze ([www.suechtignachbuechern.de](http://www.suechtignachbuechern.de))  
Umschlagdesign: Vinachia Burke  
Satz & Layout & Illustration: Vinachia Burke  
[www.vinachiaburke.com](http://www.vinachiaburke.com)

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

ISBN: 978-3-98867-072-4

Alle Rechte vorbehalten.

Printed in Poland.

MARY STORMHOUSE

# HEAVENS LIE

WO WIRD DEINE SEELE ENDEN?





# CONTENT NOTES

Körperliche Gewalt

Folter

Misshandlung

Tod

Religion

Erwähnung des Stockholm-Syndroms

(das medizinisch nicht existiert, nur populärwissenschaftlich)

unangebrachter Humor





# WIDMUNG

Für Michi

Eine der guten Seelen,  
die viel zu früh von uns gegangen sind.  
May you game on in heaven.

Mary Stormhouse







# SCHÖNE NEUE WELT

Mari

*»Die meisten Staaten der Erde arrangierten sich erschreckend schnell mit dem Auftauchen der geflügelten Heerscharen und höllischen Abgesandten. Wir könnten jetzt annehmen, dass einige von ihnen wussten, was auf uns zukommt. Aber viel gesünder ist es, sich dumm zu stellen und den Kopf in den Sand zu stecken, bis ein Engel an die eigene Haustür klopft.«*

Aus dem Leitfaden zum Überleben der Apokalypse von  
Joan Atrich

Mari stand der Schweiß auf der Stirn. Nicht nur, weil selbst in der Nacht noch gute fünfundzwanzig Grad herrschten, sondern vor allem, da sie gerade etwas sehr Verbotenes tat. Andererseits hatte das Tor zur Lagerhalle offengestanden, sie praktisch eingeladen. Und jetzt war sie drin und starrte auf diesen gigantischen Berg Bücher.

Nicht im Sinne von: Hier lagen unheimlich viele Bücher ordentlich gestapelt oder in Regalen einsortiert, sondern wütend auf einen Haufen geschmissen, als handelte es sich um Müll. Worte, die verbrannt gehörten. Allein der Gedanke daran, wie diese hunderttausenden Seiten von Papier – wertvolle Erinnerungen vergangener Menschen – in Flammen aufgingen, verursachte Mari körperliche Schmerzen.

Sie nahm das erste Buch in die Hand, blätterte hindurch, ohne auch nur einen Buchstaben wahrzunehmen, und ließ es wieder fallen.

Wie sollte sie entscheiden, welche Geschichten es wert waren, gerettet zu werden?

Sie konnte unmöglich mehr als vier oder fünf in ihrer Kleidung verstecken und damit zurück zum Hospital gelangen. Ein paar in ihre Tasche stopfen, aber das wäre bereits auffällig. Auch die stellten schon ein Risiko dar. Theoretisch könnte sie ein weiteres Mal kommen. Was, wenn die Türen dann verschlossen, Wachposten stationiert oder – schlimmer – all diese Schätze des menschlichen Geistes nur noch ein Häufchen Asche wären?

Der Tumult am Brüsseler Platz musste die Wachen wegge-  
lockt haben, bevor sie mit der Verbrennung beginnen konnten. Nicht, dass es viele Menschen gab, die ihnen hier in Domstadt Widerstand leisteten. Dementsprechend würden sie bald zurückkommen.

Mari schüttelte die Benommenheit ab, die sie im Angesicht dieser Unmengen an Büchern befallen hatte und begann, den Berg kontrolliert abzuscannen. Keine Zeit, zum Wühlen oder Träumen. Keine Ruhe, sich den Geschichten hinzugeben, die sich hier in diesem Haufen verbargen.

Am liebsten hätte Mari alle gerettet. Phantastisches, Krimis, Romanzen, Reiseromane, Sachbücher und Schund. Wobei es keinen Schund gab. Jedes Buch, jedes Heft, das sie in den letzten Jahren geborgen hatte, schenkte ihr oder anderen Stunden weit entfernt von der Realität. Zeit in einer fernen Welt, in der ihre Albträume nicht zu Fleisch geworden waren. Sie griff zu. *Honesty*. Der Titel klang vielversprechend. *Nordblut*. Ein Wolf auf dem Cover. *Proxyi*. Die Farben sprachen für sich. Noch zwei, drei weitere. Wie viele konnte sie in ihren Beutel stopfen, ohne dass es verdächtig wirkte? Wie viele konnte sie tragen, ohne dass das Gewicht der Seiten sie niederdrückte?

Schritte an der Tür. Aufgebrachte Stimmen.

Instinktiv warf Mari sich hinter den Berg und sah sich hektisch um. Sie konnte nicht darauf vertrauen, dass keine Wachen dorthin kamen und so schlich sie weiter, kauerte sich auf der



anderen Seite eines Haufens wild zusammengeworfener Möbel und einem rostigen Gabelstapler.

»Du wirst weich, Galsur«, dröhnte eine weiblich klingende Stimme in einem melodischen Sopran. Obwohl nicht laut gesprochen, hallten ihre Worte in der ganzen Halle wider. Und wie immer, wenn jemand von ihnen sprach, klangen selbst harte Aussagen seltsam weich. Wie das Wiegenlied einer Mutter, dem man folgen musste.

Mari kniff sich in den Handrücken, um erst gar nicht in Versuchung zu kommen, sich aus ihrer Deckung zu begeben. Wie sagte Meisterin Ta'un? Das sind nur übergroße Hühnchen, denen ein Wahnsinniger Waffen in die Hand gedrückt hat.

»Du hättest sie nicht hinrichten müssen, Alexiel. Es handelte sich lediglich um Demonstranten. Sie haben nur ihre Meinung geäußert.« Eine eher männliche Stimme. Ruhig. Besorgt. Das waren die Schlimmsten. Mari suchte die Wand der Halle ab. Es gab doch immer Luftschächte. Oder zumindest ein Fenster. Allerdings herrschte so weit hinten im Gebäude ziemliche Dunkelheit und sie wäre bestimmt nicht so verrückt, jetzt mit ihrer Taschenlampe Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

»Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen! Galsur! Sie haben das zweite Gebot missachtet. Ketzer und Häretiker allesamt. Sie gehören so verbrannt wie diese Bücher. Und das Exempel wird andere davon abhalten, falsches Zeugnis gegen unseren Gott zu reden.«

Mari versuchte, der Antwort zu lauschen, aber hörte stattdessen einen neuen Laut: Ein verräterisches Knistern. Eiskalt lief es ihr den Rücken runter. Die letzte Kälte ihres Lebens, wenn sie nicht schnell einen Ausgang fand.

»Ich finde es schade um diese Bücher«, sagte Galsur seufzend.  
»Wir können aus ihnen so viel über die Lieblingsgeschöpfe unseres Herrn lernen.«

Selbst durch das Fauchen der ersten Flammen hindurch hörte Mari Alexiel schnauben. »Wenn er wüsste, wie sich der Großteil seiner Schäfchen hier benimmt, dann wäre er nicht begeistert.«

»Wir hätten warten sollen«, fuhr Galsur fort, »er kommt bestimmt zurück.«

»Und wenn nicht?«

Die schwere Tür der Halle fiel hinter den beiden zu, als die ersten Flammen den Bücherberg umrundeten und in Maris Blickfeld züngelten. Sie sorgten für ein gespenstisch tanzendes Licht, das ihre Sicht ein wenig verbesserte. Gerade genug, um über sich eine Reflexion zu erkennen.

Hastig zog sie die kleine Taschenlampe hervor, die sie immer bei sich trug, und richtete ihren Strahl nach oben. Vor Erleichterung stiegen Tränen in ihre Augen, die gegen den ersten Ruß in der Luft halfen.

Wie sahen ihre Möglichkeiten aus, um das kleine Fenster über ihr zu erreichen? Vielleicht konnte sie Tische stapeln. Oder den Gabelstapler zum Laufen bringen. Aber beides würde Zeit in Anspruch nehmen. Zeit, die sie nicht hatte, wenn sie das Tempo berücksichtigte, mit dem sich die Luft erwärmte und Rauch die Umgebung erfüllte.

Ihr Blick fiel auf ein altes, leeres Metallregal. Es reichte gerade so bis unter das Fenster. Hastig begann sie daran empor zu klettern. Spürte, wie rostige Stellen unter ihren Füßen abbröckelten. Mühsam zog sie sich weiter hinauf. Unter ihr am Boden fraß sich das Feuer gierig durch das Papier. Die Hitze stieg ihr hinterher. Oben angekommen, musste sie erschreckt feststellen, dass sie mit den Fingerspitzen nur gerade so den Rand der halb eingeschlagenen Fensters erreichen konnte.

Sollte sie nochmal runterklettern und etwas zum Draufstellen holen? Die Zeit blieb ihr nicht, die Glut ergriff in rasendem Tempo Besitz von der Halle. Engelsfeuer brannte heller, schneller

und tödlicher als jedes von Menschen entzündete. Den Legenden nach, weil die Sterblichen ihre Fähigkeit zum Feuer machen gestohlen hatten, während Engel die Gabe von Gott selbst geschenkt bekommen hatten.

Mit einem bedauernden Blick holte Mari die Tasche mit den Büchern vom Rücken. Sie wickelte sich einen der Riemen um ihr Handgelenk und schleuderte den Beutel gegen das Fenster, dessen Glas klirrend nachgab. Wie geplant, verhakte sich die Tasche durch das Gewicht der Bücher auf der anderen Seite. Mit ihrer linken Hand fand sie Halt am Fensterrahmen. Das überstehende Glas schnitt in ihre Finger, aber sie biss die Zähne zusammen und zog sich mit dem anderen Arm hinauf.

Ächzend stemmte sie ihren Körper hoch, schob eines ihrer Beine ebenfalls durch das Fenster und verlagerte ihren Schwerpunkt nach außen.

Verdammt, war das hoch. Aber ehe sie sich darüber Gedanken machen konnte, wie sie heil nach unten kam, zog das Gewicht der Bücher sie hinab.

Ihr entfuhr ein Schrei und sie schaffte es gerade noch, sich zu drehen, da knallte ihr Hintern schon in einem stinkenden Müllcontainer Ihre Beine schlugen am Rand und ihr Kopf donnernd am Deckel auf.

»Shit«, fluchte sie, nur um sich im nächsten Moment aufzurappeln und festzustellen, dass der Geruch schlimmer war, als befürchtet.

Den Ärmel an die Nase gedrückt, schwang sie ein Bein über den Container und ignorierte ihre Blessuren. Auch wenn sie glaubte, dass die Engel sie nicht gehört hatten, wollte sie nicht länger als nötig verharren.

Mari musterte ihre Tasche und griff dann in den Berg Papiermüll, der sich neben dem Container ausbreitete und hauptsächlich aus Engelspropaganda bestand. Hastig stopfte sie die Flyer über

die verbotenen Werke, deren Last sie nach unten zog und lief dann Richtung Magnusstraße.

Die Kapuze ihres Hoodies ließ sie hängen, so dass alle ihre zerzausten schwarzen Haare sehen konnten, die ihr wirr vom Kopf abstanden.

Ziehe dir niemals die Kapuze ins Gesicht, außer, du hast nichts zu verbergen, hatte ihre Mutter Oya ihr von frühester Kindheit an eingebläut. Und daran hielt sie sich. Auch wenn das Kleidungsstück zu warm war, hatte es sie bei ihrer Aktion vor einigen Schrammen bewahrt. Allerdings würden die neuen Löcher Mari nicht vor Oyas Standpauke bewahren, aus deren Schrank sie den dünnen Hoodie mit dem Büffel-Aufdruck entwendet hatte.

Die Nacht brach herein und das Blaulicht der Feuerwehr erhellte die Dunkelheit. Durch die Seitenstraße hindurch erkannte Mari die Schemen von wartenden Feuerwehrleuten. Die erst löschen durften, wenn die Flammen ihr Werk beendet hatten.

Trotz des Feuers und der späten Stunde begegneten Mari viele Menschen, die unberührt ihren Geschäften nachgingen. Einige trabten mit Pferden über die breite Straße, andere gingen zu Fuß. Manche standen vor leeren Schaufenstern und boten in wackeligen Buden ihre Waren an. Kreuze, Gemüse, hochgeschlossene Kleidung. Waren, die vom Engelsrat der Stadt genehmigt worden waren. Schokolade, Medikamente oder Alkohol fand niemand an den offenen Straßenverkäufen der Domstadt.

Die milchigen Scheiben hinter den fahrbaren Ständen zeugten von Zeiten, in denen es feste Geschäfte gegeben hatte. Natürlich hatte Mari diese Vergangenheit, in der Domstadt noch Köln hieß, nicht selbst erlebt, das lag im Zeitalter vor der Apokalypse. Aber ihre Mütter Oya und Ta'un erzählten oft von den alten Zeiten abseits der Sicherheit der Regentschaft der Engel. Eine Epoche, in der alle die gleichen Rechte besessen hatten, und tun konnten, was sie wollten. Eine Ära, in der der Glaube an Gott durch den

Sand der Gesellschaft versickert war, bis die öde Trockenheit eines Lebens ohne Spiritualität die Menschheit verzehrt und zu Egomanen gemacht hatte. Vor allem die Männer. Die Leere versuchten sie mit überflüssigem Besitz zu füllen, der in Geschäften erworben werden konnte, die nicht nur die Straßen, sondern auch die Wolken füllten. Eine ominöse Cloud, die mit der Ankunft der Engel verschollen war und die sich Mari nicht wirklich vorstellen konnte. Was sie sich vorstellen konnte, waren die geisterhaften Häuser voller Leben und exotischer Dinge.

Jetzt standen die meisten der Ladenlokale leer, viele waren mit Brettern vernagelt. Einige beherbergten Engelsschreine, denn obwohl es hieß »Du sollst niemanden verehren neben Deinem Herrn, Deinem Gott«, machten die Engel eine großzügige Ausnahme, wenn es um sie selbst ging. Und wer sich den Gefallen eines Geflügelten erschleichen wollte, tat gut darin, ihm öffentlich zu huldigen. Oder besser them, denn die Engel waren geschlechtslos, nonbinary. Nur einige von ihnen hatten klassische Pronomen gewählt und fühlten sich einem menschlichen Geschlecht zugewandt. Daher bevorzugten die meisten die Anrede »Ihr«. Vermutlich auch, weil sie den Pluralis Majestatis einfach angemessen fanden.

Mari wechselte die Straßenseite, wick dabei einem Haufen Pferdeäpfel aus und trat auf den anderen Bordstein.

Domstadt war ihre Heimat und dennoch fühlte Mari sich auf diesen Straßen nicht zuhause. Unwillkürlich zog sie die Schulter ein, als sie aus der Ferne die Raphaelische Garde ausmachte. Dabei handelte es sich nicht um Engel, sondern etwas weitaus Schlimmeres: Menschen, die auf den Namen des Erzengel Raphaels, Schutzpatron von Domstadt, eingeschworen waren. Niemand verhielt sich rücksichtsloser und hinterhältiger gegenüber anderen Menschen als ein Mensch, der den Engeln beweisen wollte, dass er auf ihrer Seite stand.

Die beiden Personen der Garde schienen es nicht eilig zu haben. Sie flanierten über die Straße, als handelte es sich bei ihnen um ein Liebespaar, das alle Zeit der Welt hatte. Und das hatten sie auch, denn die Engel besaßen eine unglaubliche Geduld darin, Andersdenkende zu suchen und zu bekehren. Was auch immer sie unter »bekehren« verstanden.

Mari wollte es auf jeden Fall nicht herausfinden. Stattdessen faltete sie die Hände vor der Brust, streckte sie aus und beugte ihren Kopf, als die Gardisten an ihr vorbeischritten. Genau das Maß an etwas zu viel Respekt, das diesen Typen schmeichelte, aber sie nicht misstrauisch machte. Du musst jederzeit die Balance finden. Nie zu viel, auf gar keinen Fall zu wenig, wenn du es mit den Engeln und ihren Häschern zu tun hast. So lautete Oyas Empfehlung.

Mari seufzte. Wer sie kennenlernte, mochte meinen, dass sie immer alles tat, was ihre Mütter von ihr verlangten. Aber wen das wunderte, der hatte weder Oyas noch Ta'uns Bekanntschaft gemacht. Mari wandte sich dem unscheinbar wirkenden Hauseingang zu, der sich rechts unter dem rostroten Schriftzug »Rex« befand. Links von ihr verriet ein mit Wellblech vernageltes Fenster, dass hier einst ein Geschäft längst vergessenen Krimskrams angeboten hatte. So verwahrlost wirkte die zugenagelte Fläche, dass man genau wissen musste, wo der Spalt war, durch den man in den Zwischenraum schlüpfen konnte. So wie Mari es jetzt tat. Und niemand hätte das Gitter und dahinter die stabilen Metallplatten erwartet. Eine reine Vorsichtsmaßnahme, sollte jemand so dumm sein, sie ausrauben zu wollen.

Mari steckte den Schlüssel ins Schloss, zeichnete drei enochische Zeichen in die Luft und schlüpfte durch die Tür. Sie verschloss den Eingang ihres Zuhauses auf die gleiche Weise.

Ein Lächeln schlich sich auf ihre Lippen und sie tätschelte liebevoll die Tasche mit ihrer Beute. Sie hatte es geschafft und

konnte wieder ein paar Bücher ihrer Bibliothek hinzufügen. Entspannt schritt sie durch das Durcheinander des Eingangsbereiches mit der großen Industrieküche, die, wie sie erwartet hatte, leer war.

Garderobenstände kreuz und quer im Raum unterteilen ihn in unterschiedliche Wohnbereiche, in denen ein Sammelsurium an Möbeln stand, das einer dreiköpfigen Familie gehören mochte, die etwas mehr besaß als üblich, aber nicht zu viel.

Mari ging durch die absichtlich wie ein Labyrinth angeordneten Wäschegestänge. Sie fand sich hier im Schlaf zurecht, die Raphaelische Garde nicht.

Die schwere Tür zog sie wie jedes Mal unter Anstrengung auf und gelangte in den großen Hauptraum der oberen Etage, um zielstrebig an den Sesselreihen vorbeizugehen. Vor langer Zeit hatten auf einer der Wände flackernde Bilder lebendig gewordene Geschichten erzählt. Bevor das Medium Film in Gänze verboten wurde, da es angeblich viele Menschen zum Pfad der Sünde verleitete.

Mari hatte Filme in improvisierten Underground-Kinos gesehen, flackernde Projektionen auf schmutzigen Leinwänden, oder auf winzigen, rauschenden Bildschirmen, aber nie auf einer solch gigantischen Leinwand. Oya und Ta'un legten Wert auf eine vielseitige Bildung und darauf, dass Mari verstand, was und warum es die Engel verboten hatten.

Sie ermunterten Mari nicht dazu, die Gesetze zu brechen. Sie sensibilisierten sie für Sinn und Unsinn der Engelsherrschaft. Manchmal wünschte Mari sich, sie wäre mit zwei normalen Müttern gesegnet worden, die sie wie alle anderen in eine Klosterschule gaben und ein gedankenloses Leben leben ließen.

Stattdessen drückte Mari die Lehne am sechsten Sitz in der sechsten Reihe hinunter, und zeichnete auf das freigelegte Siegel eine sechshundertsechundsechzig. Eine Zahl, die dem absurden

Humor ihrer Mütter entsprach und die niemals ein Engel, der diesen Ort suchte, aus freien Stücken eingeben würde. Der Sessel klappte hoch und offenbarte einen engen Gang, der nur schmale Personen durchlassen würde, keine Engel mit ausladenden Schwingen oder Gardisten in voller Rüstung. Zum Glück befanden sich die Menschen in Domstadt ohnehin in einem ständigen Fasten aufgrund der Lebensmittelknappheit. So dass es gar keine Möglichkeit gab, bei der Mari ihren Hintern irgendwann nicht mehr durch die Luke und die schmale Leiter an der Wand hinunter bugsieren konnte.

Über ihr schob sich der Sessel wieder in Position und sperrte die Helligkeit aus.

Mari liebte die Dunkelheit, sie verbrachte einen Großteil ihres Lebens abseits des Lichts, in dem viel häufiger Gefahr lauerte, so wie vor kurzem in den lodernden Flammen. Im Tunnel roch es nicht muffig, wie man hätte annehmen können, auch Feuchtigkeit spürte sie nicht. Stattdessen drangen sanft antiseptische Dämpfe an ihre Nase, ein Geruch, der für sie zuhause bedeutete. Sie ließ sich durch ein weiteres Loch hinunter in die Räume einer ehemaligen Tiefgarage sinken. Ein Ort, an dem früher Autos parkten, als sie noch zahlreicher als Pferde waren und fast jeder Mensch ein solches Gefährt besessen hatte.

Heute erinnerte nichts mehr daran, dass die Räume unter ihr nicht schon immer das Hospital beherbergt hatten, ihr Zuhause.

»Du kommst spät«, bemerkte Ta'un. In ihrer Stimme lag kein Tadel, es handelte sich lediglich um eine Feststellung. Die dürre Gestalt ihrer Mutter, die vollkommen in klinisches weiß gekleidet war, das sogar ihr olivfarbenes Gesicht umrahmte, beugte sich gerade zu einem Patienten hinunter, der auf einer Matratze lag. Wie so viele.

»Ich habe ein paar Bücher vor einer Verbrennung gerettet.«



Tá'un richtete sich auf und schnüffelte einmal in Maris Richtung. »Dich aber scheinbar nicht. Riechst wie ein verbranntes Kotelett. Du weißt ja, was zu tun ist.«

Mari seufzte und trat in einen der mit Tüchern abgetrennten Räume, in dem Tá'un ihre Kräuter aufbewahrte. Mit schlafwandlerischer Sicherheit griff sie nach Aloe Vera, Kamille und Lavendel und zerstieß alles in einem Mörser. Dann verteilte sie die Masse auf den am schlimmsten brennenden Stellen und wickelte waschbare Verbände darum.

»Zufrieden?« Mari trat wieder in den Raum mit den Kranken und Verwundeten, wo Tá'un gerade ihre Runde beendete.

Ihre Mutter betrachtete sie kurz und nickte dann. »Ja. Denk daran, später neuen Lavendel vom Dachgarten zu holen. Es gab heute einige Brände in der Stadt. Und Yue hat wieder schlecht geschlafen. Du solltest ihr einen Tee zubereiten.«

Mari zuckte zusammen und versuchte, nicht an Yue zu denken. Stattdessen holte sie ihre Schätze aus der Tasche und präsentierte sie ihrer Mutter. Wobei »Mutter« vielleicht nicht der richtige Begriff für die geschlechtslose Tá'un war, aber dem am nächsten, was sie für Mari darstellte. Seit dem Tag, an dem sie und Oya Mari gefunden und adoptiert hatten.

Die beiden Personen konnten auch nicht direkt als Paar bezeichnet werden, trotz der eindeutigen Vertrautheit, die zwischen ihnen herrschte. Aber Mari hatte es vor langer Zeit aufgegeben, ihre Mütter zu hinterfragen oder gar zu durchschauen. Die beiden unterstützen und liebten sie. Sofern Tá'un zu so einer Emotion überhaupt in der Lage war. Manchmal schien ihre Zuneigung gegenüber Mari eher einem wissenschaftlichen Interesse zu entspringen.

Genauso betrachtete sie die Bücher, nur um dann zu seufzen. »Immer diese belanglosen Geschichten, rette das nächste Mal was Naturwissenschaftliches.«

Damit drehte sie sich um und wandte sich einem ihrer zahlreichen Labore zu.

Nun war es an Mari zu seufzen, die den Raum durchschritt und versuchte, das Elend in den Betten nicht an sich heranzulassen. Das Wimmern von Sterbenden begleitete sie, solange sie sich erinnern konnte und obwohl das Mitleid immer noch dicht unter ihrer Oberfläche saß, ließ sie es nur selten in ihr Herz.

Wenn du mit jeder Seele leidest, wird dein Mitleid dich zerstören, hatte Oya gesagt. Hebe dir dein Mitgefühl für die Seelen auf, die es wert sind.

»Aber wie erkenne ich, wer mein Mitgefühl verdient?«, murmelte Mari leise die Frage, auf die sie bis heute keine Antwort gefunden hatte.

Am Ende des offenen Raumes trat sie in einen Bereich, den sie zur Bibliothek auserkoren hatte. Alle Bücher bis auf eines stellte Mari in die Metallregale, in denen sich Titel in den unterschiedlichsten Formaten und Zuständen aneinanderreihen. Die wissenschaftlichen Werke befanden sich in Ta'uns Laboren, hier standen Geschichten, die Freude und Trost spenden sollten.

Das Buch mit dem Titel »Proxi« hielt Mari in der Hand, als sie den Raum verließ und zielstrebig auf einen kleinen, mit Decken abgeschirmten Alkoven aufmachte. In diesem Bereich der Klinik lagen die Fälle, die nicht in ein paar Tagen entlassen werden konnten. Die Fälle, die ... Wieder stoppte Mari den Gedanken und trat stattdessen mit einem Lächeln durch den Vorhang.

Schwer öffneten sich Augenlider und ein zaghaftes Lächeln erschien auf einem blassen Gesicht, das kraftloses, schwarzes Haar umwogte wie ein letztes Aufbäumen der See vor der Stille.

»Wie geht es dir heute, Yue?«, fragte Mari und ließ sich auf den ausgebleichenen Teppich neben der Matratze nieder.

»Besser«, log Yue und zauberte dieses Lachen auf ihre Lippen, das Mari jedes Mal das Herz zerriss.

»Ich habe dir ein neues Buch mitgebracht.« Mari zeigte ihr den Einband und legte das Werk neben Yues Kopfende, um ihre auf der Decke liegende Hand fest zu umschließen. Ihre Finger fühlten sich kalt an. Viel zu kalt. Bildete Mari es sich ein oder war Yue seit gestern noch blasser geworden?

»Hoffentlich hat es dir keine Umstände gemacht«, flüsterte Yue und hielt kurz inne, um zu Husten. Ein paar Blutstropfen besprenkelten Gesicht und Decke. Mari griff sofort nach einem Tuch, um die Spritzer sanft zu entfernen.

»Sprich nicht, das strengt dich zu sehr an.«

Yue schloss die Augen, doch ihre Lippen öffneten sich wieder. »Ich weiß nicht wie viele Worte mir noch bleiben, Qīn'ài de. Die werde ich aussprechen und nicht mitnehmen.«

Mari biss sich auf die Lippen. Was hätte sie auch sagen sollen? Wer an der Seuche erkrankte, der starb. Ohne Ausnahme. Die Engel hatten jegliche Heilungsversuche untersagt, da sie ja nur die Gottlosen traf. Ihrer Ansicht nach zumindest.

»Es ist nicht fair«, flüsterte Mari. »Du bist der beste Mensch, den ich kenne. Du hast uns seit Jahren geholfen, die Kranken zu pflegen, du glaubst ...«

»Ich habe gegen die himmlischen Gesetze verstoßen«, unterbrach Yue sie. »Daher ist es okay, wenn mich die Seuche trifft. Ich habe nach meinem Gewissen gehandelt. Mehr kann ich in dieser Welt nicht tun.« Sie öffnete wieder ihre Augen, die trotz aller Müdigkeit lebendig glänzten. »Versprich mir, dass du dich nie von Angst leiten lässt und dir selbst immer treu bleibst, egal, was geschieht.«

Mari drückte ihre Hand und nickte. Jetzt bloß nicht weinen. Weinen macht es für diejenigen, die sich zum Gehen bereit machten, noch schwerer.

»Ich verspreche es, Süße.«

Erleichterung stand Yue im Gesicht, als sie wieder die Augen schloss. »Wie ist das, wolltest du mir nicht aus diesem Buch vorlesen? «